ZTS | 5. Sonderband 2024

Zeitschrift für Theoretische Soziologie

ZTS

5. SONDERBAND

Differenzierung und Integration

Zur Ausdifferenzierung der Differenzierungstheorie

Marc Mölders | Joachim Renn | Jasmin Siri (Hrsg.)

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

MIX
Papier | Fördert gute Waldnutzung
FSC® C089473

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-8494-8 Print
ISBN 978-3-7799-8495-5 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-8496-2 E-Book (ePub)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks
Satz: xerif, le-tex
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

I Einleitung

Differenzierung und Integration
Zur Fortführung einer Theoriedebatte
Marc Mölders, Joachim Renn, Jasmin Siri 8

II Differenzierung

Multiple Differenzierungen – multiple Zugehörigkeiten
Konzeptuelle Verhältnisbestimmungen der Humandifferenzierung
Stefan Hirschauer 18

Negative Konstitution und indirekte Referenz
Die multiple Differenzierung der Gesellschaft und ihre soziologische Analyse
Joachim Renn 47

Die Verfahrensordnungen der Gewalt und ihre Formen gesellschaftlicher Differenzierung
Gesa Lindemann 80

Emanzipation heterogener Differenzierungsachsen
Philosophisch-anthropologische Überlegungen zu einer realistischen Theorie der Moderne
Joachim Fischer 128

Differenzierungskulturen
Elemente einer praxeologischen Komparatistik gesellschaftlicher Differenzierungsmuster
Daniel Witte 146

III Relationierung

Die differenzierte Gesellschaft und ihre Probleme
Zur Rolle von Übersetzungsagenturen als Lösungstreiberinnen
Marc Mölders 198

Gesellschaftliche Integration durch systemische Resonanz?
Zur Refokussierung der Systemtheorie auf die spezifische Offenheit operativ geschlossener Sozialsysteme
Hannah Vermaßen 223

»Und Gott schaut weg« – Zur sexualisierten Gewalt (in) der Kirche aus differenzierungstheoretischer Perspektive
Thomas Kron 253

Analogie, Ähnlichkeit, Äquivalenz
Schematismen des Vergleichs und Formen gesellschaftlicher Differenzierung
Ramy Youssef 284

Stell die Verbindung her!
Differenzierung und Sozialintegration in der Weltgesellschaft
Boris Holzer 311

Öffentlichkeit in Gesellschaft der Computer
Digitalisierung als Herausforderung und Chance für soziologische Theoriebildung
Jasmin Siri 337

Die Schieflage der Gesellschaftstheorie, wenn man allein die Autopoiesis der Funktionssysteme berücksichtigt
Zur Autonomie des Erziehungssystems durch organisationsstrukturelle Kopplung mit dem Politiksystem
Christine Weinbach 369

Autorinnen und Autoren 399

I Einleitung

Differenzierung und Integration

Zur Fortführung einer Theoriedebatte

Marc Mölders, Joachim Renn, Jasmin Siri

Die Geschichte dieses Bandes beginnt in Bielefeld. Ursprünglich geplant als Grundlage für eine »Sonderveranstaltung« des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) »Polarisierte Welten« im Jahre 2022, die zur Weiterentwicklung der soziologischen Differenzierungstheorie an einem für diese relevanten Ort vorgesehen war, landete das Konzept schließlich bei der Sektion Soziologische Theorie, die dem Thema dankenswerterweise einen Veranstaltungsplatz einräumte. Der Zuspruch in Form von Einreichungen, aber auch von Teilnehmenden vor Ort, hat die Resonanzerwartungen der Veranstalter:innen weit übertroffen. Das Interesse an einer Aktualisierung differenzierungstheoretischer Überlegungen – und nicht bloß deren Verwaltung – bewegt das Fach offensichtlich noch immer.

Differenzierungstheoretisches Denken begleitet die Soziologie im Grunde länger, als sie sich eine eigenständige Disziplin nennt (Spencer 1897). Auch ein Aktualisierungsbedarf wird hier nicht zum ersten Mal angemeldet (Albert/Sigmund 2011; Schwinn 2004; Schwinn et al. 2011). Insofern ist der vorliegende Band, bei aller erwünschten Heterogenität (um nicht zu sagen: Differenzierung), von der Annahme getragen, dass differenzierungstheoretisches Denken nicht aus der Zeit gefallen ist, wohl aber innehalten kann (und sollte), um sich seiner Zeitgemäßheit zu versichern. Denn die Problemstellungen der älteren Differenzierungstheorie haben sich nicht erledigt. Zwar sind sogenannte sozialtheoretische Initiativen Teil einer berechtigten Absetzungsbewegung von den großen Theorien (»Grand Theories«) extensiver Gesellschaftsformen, aber das kann nicht bedeuten, auf die Untersuchung der sozialen Differenzierung der Gesellschaft zu verzichten, sondern nur, dass solche Analysen auf revidierte Grundlagen zu stellen sind. Und dafür scheint – aus guten Gründen – die Zeit gekommen. Dieses Buch markiert ebendiesen Zeitpunkt und skizziert offene Fragen, Entwicklungslinien, aber auch Kritikpunkte.

Erweiterungen werden etwa bezüglich der für eine Differenzierungstheorie relevanten *Einheiten* diskutiert. Nimmt man, auch mit Blick auf den Bielefelder Kongress, die Systemtheorie zum Ausgangspunkt, ist an ihr schon vielfach diskutiert worden, ob die Trias aus Interaktion, Organisation und Gesellschaft – später ergänzt um die sich nie so recht einfügenden Protestbewegungen – ausreicht, um der Vielfalt sozialer Erscheinungsformen begrifflich gerecht zu

werden (Baecker 2007, 2018; Heintz / Tyrell 2015; Kühl 2021). In Konkurrenz dazu stehen einerseits inzwischen klassische Alternativen wie Felder, Institutionen, soziale Kreise, Lagen, Formen, Milieus und Lebenswelten oder auch Welten der Rechtfertigung (Mölders 2019: 24 ff.; Schimank 2007). Andererseits sind »Neu- und Wiederentdeckungen« zu verzeichnen, so etwa, um nur wenige Beispiele zu nennen, die (sozial-kulturelle) Klasse (Reckwitz 2017), Fragmente (Passoth / Rammert 2019), Subsinnwelten (Lindemann 2014), soziale Formen (Karafillidis 2010), soziale Welten (Zifonun 2016) oder Nachahmungsstrahlen (Seyfert 2019; Tarde 2017).

Die Frage der Einheiten ist nicht zu trennen von der Aufgabe, den sozialen Raum bzw. die Gesamtkonfiguration dieser Einheiten zu bestimmen. Die soziologische Tradition verhandelte diesen Punkt vorzugsweise als Ebenendifferenz: Wie verhalten sich, schematisch gesprochen, Mikro-, Meso- und Makroebene zueinander? Ein anderer Aspekt der »Vermessung« der sozialen Welt betrifft die neuere Sensibilität für die womöglich unbegründete Beschränkung der relevanten handlungs- oder kommunikationsfähigen Entitäten, die in differenzierten Sphären operieren, auf die Gesamtheit des humanen, intentional agierenden Personals: Die Frage nach neuen und nicht zu vernachlässigenden Einheiten bzw. neuem Personal ist im Zuge des Prozesses namens Digitalisierung verstärkt gestellt worden (Baecker 2007, 2018; Kette / Tacke 2022; Siri in diesem Band). Robotern oder Künstlicher Intelligenz wird eine Autonomie zugetraut, die unmittelbar auf die Einheitsfrage verweist. Die Beteiligung an Handlungsträgerschaft (Schulz-Schaeffer 2007) oder an Kommunikation (Esposito 2017) wird darüber hinaus auch an Dingen (Latour 2014), Tieren oder nicht (mehr) lebenden Menschen (Lindemann 2009; Lindemann in diesem Band) – also an den Disktinktionszonen des Humanen (Hirschauer in diesem Band) – diskutiert. Wie ist es ferner um die Differenzierungswirkung von Unterscheidungen bestellt, die traditionell gesehen auf den Linien sozialer Ungleichheiten liegen, von Alter, Ethnizität, Geschlecht, Raum usw.? Handelt es sich um ›Sekundäreffekte‹?

Die Rede vom Sekundären verweist implizit wiederum auf die *Debatte um den Primat einer Differenzierungsform*. Ist die Moderne also von einem Differenzierungstypus derartig gekennzeichnet, dass dessen Prägung in einer Weise auf die nirgends bestrittenen weiteren Differenzierungen einwirkt, dass das Diagnostizieren eines Primats unumgänglich scheint (Nassehi 2017)? Wird funktionaler Differenzierung heuristisch ein so hohes Analysepotenzial zugeschrieben, dass sie auch ohne Primatverteidigung Forschungen sinnvoll anzuleiten vermag (Holzer, Kron, Weinbach in diesem Band)? Oder gilt, dass die Gegenwartsgesellschaft gerade durch das Ringen unterschiedlicher Differenzierungsachsen zu charakterisieren ist (Fischer in diesem Band)? Bei aller ob der Pluralität des differenzierungstheoretischen Spektrums gebotenen Vorsicht lässt sich wohl ein Trend zur Favorisierung multipler Differenzierung ausmachen (Mölders 2023; Renn 2014; Renn in diesem Band). Wenn hierunter zunächst einmal nicht mehr

gefasst wird, als dass die Unterschiedlichkeit gegenwärtig beobachtbarer Differenzierungsachsen sowie deren wechselseitige Einwirkung aufeinander die Frage nach dem Primat *eines* Typus obsolet erscheinen lässt, so zeugt der vorliegende Band davon, dass dieser Trend gegenwärtige Überlegungen zur Fortführung der Differenzierungstheorie prägt. Die Diskussionen kreisen nun vermehrt darum, welche Einheiten (s. o.) zu berücksichtigen sind und mit welchen nicht aufeinander rückführbaren Differenzierungstypen wir es zu tun haben (Fischer, Hirschauer, Renn in diesem Band).

Jenseits dieser Gemeinsamkeiten muss von einer Ausdifferenzierung der Differenzierungstheorie(n) gesprochen werden, die sich gerade in der Benennung unterschiedlicher *Differenzierungstypen* niederschlägt: fraktale (Abbott 2001), fragmentale (Passoth / Rammert 2019), soziale, symbolische und strukturelle (Abrutyn 2021) Differenzierung, Humandifferenzierung (Hirschauer 2021 und in diesem Band), Differenzierung in Bedeutungszonen (Meyer et al. 2010) oder in Kollektive (Hansen 2022). In nicht wenigen dieser Ansätze wird auch das Verhältnis der »zwei Soziologien« (Schwinn 2004) und von vertikaler und horizontaler Differenzierung (Hillebrandt 2006) aufgegriffen. Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung scheinen sich nicht länger unversöhnlich gegenüberstehen zu müssen (Fischer, Renn, Witte in diesem Band). Uwe Schimank (2007) hatte noch postuliert, dass Differenzierungstheorie notwendig unvollständig bleiben müsste, weil sie Ungleichheitsaspekte – wenn überhaupt – nachrangig behandeln müsse. Hieran hegen einige Beiträge Zweifel (Renn, Hirschauer, Mölders, Witte in diesem Band).

Ließe sich die (dann immer noch umkämpfte) genaue Auskleidung der Diagnose multipler Differenzierung als ein erster Generaltrend ausmachen, so drängt sich ein zweiter Trend auf: *Die empirische Wende der Differenzierungstheorie*. Gemeint ist damit, den gelebten, praktizierten, operativ vollzogenen Differenzierungen empirisch nachzugehen und in der Tendenz deren Benennung, Systematisierung und Relationierung zu einer empirischen Frage zu erklären (Hirschauer, Siri, Renn, Vermaßen in diesem Band; vgl. Nassehi / Saake 2002, 2007). Den klassischen Großtheorien wurde nicht selten vorgeworfen, angesichts ihrer Flughöhe betriebsblind für empirische Details zu sein. Man kann bezweifeln, ob das jemals so zutraf, gleichwohl bleibt die starke Fokussierung neuerer Ansätze auf das Empirische augenfällig.

Mit *Relationierung* ist ein weiteres und mit Blick auf den Band auch vorerst letztes strukturierendes Stichwort genannt. Der viel diskutierte Trend hin zu einer Relationalen Soziologie (Armbruster 2019; Löwenstein / Emirbayer 2017) ist für die Differenzierungstheorie nicht ohne Folgen geblieben. Das betrifft zunächst offenkundig den ersten hier aufgeworfenen Stichpunkt der Einheiten. Relationale Perspektiven setzen genau an diesem Denken in trennbaren Einheiten an und stellen ihm die Annahme entgegen, dass die Grundeinheit des Sozialen relational zu bestimmen sei, also einem begrifflichen Isolieren einzelner Entitäten gerade-

zu zuwiderläuft. Man kann diese Entgegensetzung im Sinne inkommensurabler Axiomatik für unproduktiv und unentscheidbar halten. Soziologisch produktiv wird diese Thematik, wenn darauf verwiesen wird, dass schon in der soziologischen Klassik galt, dass das Differenzierte in wechselseitiger Konstitutionsbeziehung steht – genau hierauf verweist schließlich das Begriffspaar der Differenzierungstheorie: *Differenzierung und Integration*. Nicht zufällig ist dies auch der Titel des vorliegenden Buchs, denn das Begriffspaar umfasst Kontinuität und Wandel solcher Fragestellungen wie kein zweites. Gleichwohl hat sich dabei die grundlegende Bedeutung – insbesondere von Integration – sukzessive gewandelt. War noch für Durkheim oder Parsons klar, dass nur dort von Gesellschaft zu sprechen ist, wo dem Trennenden etwas Vereinendes gegenübergestellt wird, hatte etwa Luhmann kein versöhnliches Verständnis von Integration, sondern sah die Interdependenz ansonsten autonomer Gesellschaftsbereiche für derart groß an, dass er von einer überintegrierten Gesellschaft ausging (Luhmann 1997: 601 ff.). Er glaubte einsichtig gemacht zu haben, dass die Rede von der Integration die Absicht, der sie zu folgen scheint, nachgerade konterkariert. Damit wurden unter der Hand sowohl der normative Anspruch der Integration einer differenzierten Gesellschaft als auch die theoretische Frage nach dem Zusammenwirken des Differenzierten stillgestellt. Die Ausdifferenzierung der Differenzierungstheorie, die zur Anerkennung heterogener Differenzierungsachsen anhält, will aber nicht zuletzt auch diese Frage wiederbeleben: Wie verhalten sich die Teile oder Einheiten zueinander? Und sind Ansinnen beobachtbar, das Differenzierte zumindest näher zusammenzuführen? Ist stattdessen eher von Entdifferenzierung auszugehen (Knorr Cetina 1992; Pollack 2012; Stichweh 2014)? Schließlich: Was bedeutet eine so vielfältige Umgebung für Versuche einer Koordination (Nassehi 2015; Renn 2011), die angesichts gesamtgesellschaftlicher Existenzgefährdung nicht selten als notwendig erachtet wird?

Will man aus diesen Entwicklungen eine These ableiten, die die vielfältige Ausdifferenzierung der Differenzierungstheorie erfasst, so ließe sich formulieren, dass sowohl das forscherische Interesse als auch die konkreten Forschungsresultate dafür sprechen, dass sich das leitende Begriffspaar von »Differenzierung und Integration« zu »Differenzierungen und Relationierungen« verschoben hat. Diese These jedenfalls motiviert die Zweiteilung dieses Bandes. Im ersten Teil (»Differenzierungen«) finden sich solche Beiträge, die über die Differenzierungen der Gesellschaft nachdenken. Das bedeutet natürlich nicht, dass sie sich gänzlich über deren Zusammenspiel ausschweigen würden. Dieses Zusammenspiel und dessen empirische Formen aber stehen in den Beiträgen des zweiten Teils (»Relationierungen«) stärker im Vordergrund der soziologischen Analyse.

Integration wird dabei nicht durchgängig als überholt verabschiedet, wohl aber auf weitere Ausdifferenzierung eingestellt, wie etwa das Konzept einer »Integration zweiter Ordnung« (Renn 2006), das durchaus fragt, was noch ›das Ganze‹ einer multipel differenzierten Gesellschaft sein soll. Zuvor hatten bereits

Modelle wie das der Interpenetration (Münch 1984), der dezentralen Kontextsteuerung (Willke 1997) oder von Verhandlungssystemen (Mayntz / Scharpf 2005) nach Koordinationsmöglichkeiten des Differenzierten oder Geteilten gefragt. Gerade in dieser Hinsicht ist der vorliegende Band innovativ und zeigt andersartige Relationierungen, wie etwa das Konzept der Sozialintegration (Holzer in diesem Band), neue Kopplungsverhältnisse (Weinbach in diesem Band), Resonanz (Vermaßen in diesem Band) oder Analogie, Ähnlichkeit und Äquivalenz (Youssef in diesem Band).

Gleichwohl kann und will der Band keinen Vollständigkeitsanspruch formulieren. Erschöpfend ist schon die Breite der Ansätze nicht, was hier nicht im Sinne eines Mangels, sondern vielmehr als Desiderat der Herausgeber:innenpraxis angemerkt sein soll. So sind sowohl Erweiterungen lange etablierter Differenzierungstheorien (Kron, Vermaßen, Weinbach in diesem Band) zu verzeichnen als auch das Fruchtbarmachen von Ansätzen, die aus anderen paradigmatischen Traditionen stammen (Fischer, Lindemann, Witte in diesem Band). Doch schon die o. a. Auflistung diskutierter Einheiten verrät, dass diesbezüglich noch mehr zu holen sein könnte. Ein weiteres Desiderat betrifft eine historisierende Perspektive (gleichwohl: Holzer, Lindemann, Renn, Youssef in diesem Band). Von Beginn an verstand sich die Differenzierungstheorie als diachron analysierender Ansatz. Die jeweilig vorfindliche Gesellschaft sei dann am besten zu verstehen, wenn sie als das Ergebnis von Differenzierungsprozessen aufgefasst werde – dies lässt sich als *die* Grundannahme von Differenzierungstheorie als Gesellschaftstheorie bezeichnen. Wenn aber vielfältig differenzierte Einheiten und Differenzierungsweisen angenommen werden, was bedeutet dies dann für die Rekonstruktion des gesellschaftlichen Differenzierungsprozesses selbst? Was tritt an die Stelle einer immer spezifischer werdenden Arbeitsteilung, wenn es neben ihr ganz anders sich vollziehende Differenzierungsformen gibt? Sind bei aller Unterschiedlichkeit Muster erkennbar, die für eine Theorie sozio-kultureller Evolution fruchtbar zu machen wären? Und wie organisiert die Stellung zur »Weltgesellschaft« das Feld und was folgt daraus (Holzer, Siri, Witte, Youssef in diesem Band)? (Wie) lassen sich Gesellschaften und ihre Öffentlichkeiten im Plural denken? Und (wie) funktioniert dies ohne eine Anrufung nationalstaatlicher Einheiten?

Eine weitere hier zu registrierende Auslassung ist im Grunde erfreulich. Der Band verhält sich internationalen, nicht-deutschsprachigen Debatten gegenüber indifferent. Die gute Nachricht dabei ist, dass es überhaupt (wieder) eine internationale Debatte zur Differenzierungstheorie gibt. Seth Abrutyn (2021) fragt: »Does differentiation matter to sociology?« Für manche sicher überraschend, bejaht der zugehörige Beitrag diese Frage und verdeutlicht dabei, dass die Verabschiedung gerade des anglo-amerikanischen Diskurses vom Parsons-Paradigma und die damit einhergehende, teilweise affektiv aufgeladene Ablehnung funktionalistischen Gedankenguts nunmehr so weit überwunden scheint, dass

über Differenzierungstheorie auch wieder laut und etwa in englischer Sprache nachgedacht werden kann.

Um den ursprünglichen Impuls dieses Bandes, der ja aus einem Impuls für eine Sonderveranstaltung zu einem Kongress über »polarisierte Welten« geboren wurde, abschließend wieder aufzunehmen: Auch aus differenzierungstheoretischer Perspektive ist es unplausibel, von einer ›polarisierten Gesellschaft‹ oder von ›polarisierten Welten‹ auszugehen. Selbst hinsichtlich der Frage nach der für die Alltagsbeobachtung so offenkundig ›polarisierten Öffentlichkeiten‹ ist soziologisch Vorsicht geboten (vgl. Renn 2023; Siri in diesem Band). Sie, die Gesellschaft, ist doch sehr viel komplexer und vielschichtiger, in der Beschreibung entsprechend mit dem Bild der ›Pole‹ nur ungenügend zu fassen – und deshalb auch interessanter. In ebendiesem Sinne wünschen wir angemessenen Lesegenuss und bedanken uns bei allen Mitwirkenden, also über die Beitragenden hinaus bei Christian Keitel für die hervorragende redaktionelle Arbeit auf Seiten der Zeitschrift für Theoretische Soziologie sowie bei Frank Engelhardt und Annette Hopp vom Verlag Beltz Juventa.

Literatur

Abbott, Andrew (2001): *Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.

Abrutyn, Seth (2021): »Does Differentiation Matter to Sociology?« In: Abrutyn, Seth / Lizardo, Omar (Hg.): *Handbook of Classical Sociological Theory*. Cham: Springer International, S. 147–168.

Albert, Gert / Sigmund, Steffen (Hg.) (2011): *Soziologische Theorie kontrovers*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Armbruster, André (2019): »Relationale Soziologie als soziologische Theorie. Beobachtungen zu einer Theorie sozialer Relationen anhand neuerer Literatur«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8(1), 130–139. https://doi.org/10.17879/zts-2019-4200

Baecker, Dirk (2007): *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Baecker, Dirk (2018): *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig: Merve.

Esposito, Elena (2017): »Artificial Communication? The Production of Contingency by Algorithms«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 46(4), S. 249–265.

Hansen, Klaus P. (2022): *Das Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839455968

Heintz, Bettina / Tyrell, Hartmann (Hg.) (2015): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Hillebrandt, Frank (2006): »Funktionssysteme ohne Praxis oder Praxisfelder ohne System?« In: *Berliner Journal für Soziologie* 16(3), S. 337–354.

Hirschauer, Stefan (2021): »Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 50(3–4), S. 155–174.

Karafillidis, Athanasios (2010): *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603

Kette, Sven / Tacke, Veronika (Hg.) (2022): *Organisation und Digitalisierung*. Berlin, Boston: de Gruyter.

Knorr Cetina, Karin (1992): »Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21(6), S. 406–419.

Kühl, Stefan (2021): »Soziologie der Gruppen«. In: *Soziologie* 50(1), S. 26–45.

Latour, Bruno (2014): *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*. Berlin: Suhrkamp.

II Differenzierung

Multiple Differenzierungen – multiple Zugehörigkeiten

Konzeptuelle Verhältnisbestimmungen der Humandifferenzierung

Stefan Hirschauer

1. Prämissen: Humandifferenzierung und der Differenzierungsbegriff

›Differenzierung‹ wird in der soziologischen Theorie für gewöhnlich als gesellschaftstheoretischer Begriff gebraucht, der die historische Spezialisierung großer gesellschaftlicher Einheiten wie Funktionssysteme beschreibt. Mir geht es in diesem Aufsatz um eine Verschiebung dieses Sprachgebrauchs mit dem Ziel einer stärkeren Öffnung differenzierungstheoretischen Denkens hin zu einer *empirischen Differenzierungsforschung* (Passoth / Rammert 2019). Dies verlangt zum einen nach der Berücksichtigung einer größeren Pluralität von Differenzierungsformen (Renn 2014), die unter ›Gesellschaftsstruktur‹ mehr versteht als die Trennung und Kopplung großer Teilsysteme, zum anderen nach einer Erweiterung des Differenzierungsbegriffs. Dieser gehört zu den langwelligen Prozessbegriffen in der Soziologie, deren evolutionistische Konnotationen problematisch sind (Joas 2012). Gerade die funktionale Differenzierung wurde angelehnt an biologische Evolution zumeist als ein Prozess der globalen Entfaltung abstrakter Eigenlogiken verstanden, und zu wenig als Ergebnis einer konflikthaften Praxis in variablen gesellschaftlichen Entwicklungspfaden und Temporalitäten.

Ich werde Differenzierung in diesem Aufsatz als einen sozialtheoretischen Begriff verwenden, der auch mikro- und kultursoziologische Fragestellungen informieren kann. Ich greife damit einen frühen Impuls von Hartmann Tyrell auf, das Thema der kulturellen Klassifikationen »unter das differenzierungstheoretische Dach zu ziehen« (Tyrell 1986: 451). Dafür muss man unter Differenzierung etwas anderes verstehen als einen Selbstteilungsprozess in der Gesellschaftsgeschichte. Eine alternative Vorstellung wird durch Assoziations- und Praxistheorien nahegelegt (Langenohl 2015). Sie begreifen Differenzierung nicht als zunehmende Spezialisierung und Abgrenzung institutioneller Einheiten, die sich aus undifferenzierten Vorgängereinheiten entwickelten, sondern als ergebnisoffenen Prozess der Dissimilarisierung oder Similarisierung / Entdifferenzierung (Langenohl 2015: 112). Ich verfolge einen praxeologischen Begriff, der an der Vollzugswirk-

lichkeit von Differenzierung ansetzt und sie als *praktizierte Abstandsvergrößerung* versteht, die als offener und reversibler Prozess abläuft: ein laufendes Auseinanderfinden, -halten, -ziehen und -treiben, das entweder vollzogen und aufrechterhalten wird und dadurch hohe Institutionalisierungsgrade erreicht, oder auf niedrigem Niveau stagniert, wenn nicht sogar unterbrochen und ganz eingestellt wird. Dieser Begriff folgt anstelle des biologischen Modells einer naturwüchsig ablaufenden Zellteilung oder Artenentstehung eher dem agrarischen Modell der Züchtung: natürlich nicht im Sinne einer zielgerichteten Strategie, aber im Sinne einer gegen Widerstände *praktisch durchgesetzten* Teilung.[1]

So gefasst, hat der Differenzierungsbegriff das Potenzial, zu einem Brückenkonzept zu werden, das Kulturtheorien (etwa über sprachliche Klassifikationen und imaginierte Alterität), Sozialtheorien (etwa zur Typisierung und räumlichen Segregation von Personen und Beziehungen) und Gesellschaftstheorien (zur Trennung von Funktionen, zur Schließung von Gemeinschaften) verbinden kann. Differenzierung meint dann neben der sachlichen Spezialisierung von Tätigkeiten und Kommunikationen auch andere Fälle von Diskontinuierung und Entähnlichung, wie die räumliche Entmischung einer ethnisch diversen Bevölkerung, die forcierte Aufteilung eines Verhaltensspektrums auf ›Geschlechter‹, die sprachpolitische Aufspaltung eines Dialektkontinuums in Nationalsprachen usw.

Der Fall, den ich einem so geöffneten Verständnis von Differenzierungen einschreiben will, ist die Humandifferenzierung, die Teilungen des Personals der Gesellschaft. Zur Einführung dieses Topos seien im Vergleich mit anderen Differenzierungsformen zunächst grob typologisierend verschiedene Ansatzpunkte kontrastiert. Die funktionale Differenzierung setzt primär an der Spezifität von Tätigkeiten und Kommunikationsthemen an, die stratifikatorische Differenzierung an Gütern, Einkommen und Positionen, die relationale Differenzierung von Gesellungsformen (wie Interaktionen, Gruppen, Organisationen) an der Qualität von Sozialbeziehungen. Verteilungstheoretisch gesprochen geht es bei stratifikatorischer Differenzierung um die Frage der Distribution von Ressourcen auf Personen (wer verfügt über welche Güter, Chancen und Positionen?), bei der funktionalen Differenzierung um die Allokation von Tätigkeiten auf Personen (wie formieren Professionen Personen, wer besetzt wie stark spezialisierte Rollen?), bei der relationalen Differenzierung um Dichte und Verlauf von Assoziationen (wer gesellt sich wie zu wem?). Bei der Humandifferenzierung geht es dagegen um die Frage der Verteilung von Personen auf Kategorien: Wer zählt als was? Differenzierungsprozesse setzen hier unmittelbar an dem an, was in der alltagsweltlichen Ethnosoziologie als *persönliche Eigenschaften* gilt, also am »Menschenmaterial«, wie Simmel (1992/[1908]: 33) formulierte. Das meint

1 Zu einer solchen Kultivierung von Differenziertheit in Analogie zur Züchtung siehe bereits Simmel 1992/[1908]: 795.

z. B. an körperlichen Invarianten (wie Geschlecht, Hautfarbe, Körpergröße und -behinderungen), an biografischen Wurzeln (wie dem Alter, geografischen und sozialen Herkünften), an biografischen Ankern (wie sexuellen Selbstentwürfen, politischen und religiösen Destinationen) und an situativen Einsätzen (vor allem Leistungen).

Prozesse der Humandifferenzierung lassen sich auffächern in eine Reihe von Stufen der Abstandsvergrößerung des gesellschaftlichen Personals, beginnend mit situativen perzeptiven Unterscheidungen über sprachliche Kategorisierungen, wissenschaftliche und bürokratische Klassifikationen, sozialisatorische Dissimilierungen und räumliche Segregationen, bis hin zu asymmetrischen Differenzierungen wie Alterisierung und Polarisierung (Hirschauer 2021). Salopp formuliert: Menschen stark zu differenzieren heißt, sie in irgendeiner Hinsicht zu unterscheiden und unterscheidbar zu machen, sie sprachlich auseinanderzuhalten, körperlich auseinanderzuentwickeln, sie taxonomisch zu trennen, sie in Gruppen und Gemeinschaften zu organisieren, zu befremden und bestaunen, sie auf- oder abzuwerten, sie räumlich zu trennen und Konflikte zwischen ihnen anzuzetteln. Einige Formen von Humandifferenzierung wirken nur als flüchtige Distinktionen mit situativem Orientierungswert, andere als nur lokal und temporär hochrelevante Trennungen, wieder andere als hartnäckig-ubiquitär mitlaufende Schemata des Alltagslebens und einige als totalinklusive gesellschaftliche Raumteiler mit hohem Konfliktpotenzial. Die Grade der Differenziertheit und die gesellschaftliche Relevanz solcher Teilungen, ihre Reichweite, Ubiquität und Frequenz, variieren also beträchtlich.[2]

Humandifferenzierung lässt sich im Rahmen dieser analytischen Abgrenzung zunächst als eine Form *kultureller* Differenzierung begreifen: zum einen, weil sie sich in Fällen von nur flüchtigen oder lokalen Differenzierungen auf kognitive, sprachliche und praktische Elemente von Wissensordnungen beschränkt, ohne Folgen für soziale Differenzierung haben zu müssen; zum anderen, weil sie sich mit den ethnosoziologischen Selbstbeschreibungen des gesellschaftlichen Personals in Begriffen von Eigenschaften und gruppenähnlichen Kollektiven entwickelt, an die soziologisch kontrolliert – d. h. nicht durch einmaligen »epistemischen Bruch« (Bourdieu/Wacquant 1996), sondern durch fortlaufende konzeptuelle Brechung dieser Selbstbeschreibungen – anzuschließen ist. Zwar besteht die Gesellschaft weder aus Gruppen noch aus Menschen (oder beides

2 Elaborierte Humandifferenzierung beruht auf Entmischungsmaßnahmen und Abstandsgeboten, die Neutralitätszonen und Ambiguitäten tilgen: etwa die räumlichen Abstandshalter der ethnischen Segregation, die rassischen Vermischungsverbote der Apartheid, die religiösen Heiratsregeln, die Konfessionen getrennt und Ehen konfessionell ›rein‹ halten, aber auch die sozialisatorischen Dissimilierungen zwischen Professionen und Sportdisziplinen oder die habituellen Abstandsgebote der Heterosexualität, die ihre Geschlechter vor ›falschen‹ Ausdrucksrepertoires warnen.

nur in spezifischen Fällen), aber in der soziologischen Begriffsbildung muss das Gewicht dieser kulturellen Fiktionen einen angemessenen Platz haben.

Andererseits stehen alle Formen kultureller Differenzierung (auch die von Tieren, Artefakten oder kommunikativen Gattungen) den Formen sozialer Differenzierung nicht einfach gegenüber, diese haben stets auch eine kulturelle Seite. So wie die Humandifferenzierung Personen unterscheiden und erkennen können muss, ist etwa auch die funktionale Differenzierung darauf angewiesen, dass die Kommunikationen (oder die Kommunikateure) sowohl Sachthemen Teilsystemen als auch Personal erkennbaren Rollen zuordnen können, damit klar ist, in welchem Teilsystem sie gerade stattfinden. Und diese operativ-praktische Seite des Differenzierens (ob in Teilsystemen, Organisationen oder Milieus) hat in der Geschichte sozialer Differenzierung auch an Bedeutung gewonnen: Die spätmoderne Pluralisierung von Unterscheidungsdimensionen und Kategorien, die Steigerung der Zahl sozialer Einheiten, ihrer Kombinatoriken und ihrer Individualisierungseffekte macht den situativen Kategoriengebrauch zu einem zentralen Mechanismus der Ordnungsbildung und des Erwartungsaufbaus. In welchen Rollen, Kategorien und Mitgliedschaften begegnen sich Handelnde, Interaktions- und Kommunikationspartner?

Im Folgenden werde ich die Humandifferenzierung nach ihrer analytischen Abgrenzung in dieser Einleitung zuerst in einen Kontext multipler Differenzierungen stellen: als eine Differenzierungsdimension neben anderen (Abschnitt 2). Anschließend werde ich eine differenziertere konzeptuelle Verhältnisbestimmung der Humandifferenzierung zu Formen sozialer Differenzierung versuchen, bei der theoretische Implikationsverhältnisse sowie enge und lose Kopplungen in Betracht zu ziehen sind (Abschnitt 3). Dann werde ich einige empirische Verschränkungen von Differenzierungsformen untersuchen: wie Funktionssysteme neben ihren endogenen Humandifferenzierungen auch selektiv auf bestimmte exogene rekurrieren, während andere personelle Differenzierungen umgekehrt zur Bildung anderer sozialer Gebilde beitragen (Abschnitt 4). Abschließend werde ich soziale und personelle Differenzierung in einer symmetrischen Doppelperspektive aufeinander beziehen (Abschnitt 5).

2. Der Rahmen: Multiple Differenzierung

Ein Hindernis bei der Öffnung des Blicks auf weitere Differenzierungsformen war die lange debattierte Frage des ›Primates‹ zwischen den »zwei Soziologien« (Schwinn 2004), der sogenannten vertikalen und horizontalen Differenzierung. Niklas Luhmann hatte (ganz auf der Linie der frühen Differenzierungstheoretiker) die marxistische Annahme eines Primats des Wirtschaftssystems mit guten Gründen zurückgewiesen (Luhmann 1997). Seine Gesellschaftsbeschreibung einer nicht mehr durch ständische Hierarchien gehemmten Konkurrenz teilsys-

temischer Leitdifferenzen bot aber schon einen guten Grund, auch noch die Behauptung hegemonialer und nachrangiger Differenzierungs*formen* (Haupt- und Nebendifferenzierung?) skeptisch zu sehen – egal ob sie nun zugunsten der Bedeutung von Teilsystemen, Klassen oder imaginierten Gemeinschaften ausgehen sollte. Die Suche nach einem ›Primat‹ hatte selbst noch etwas ›Alteuropäisches‹.

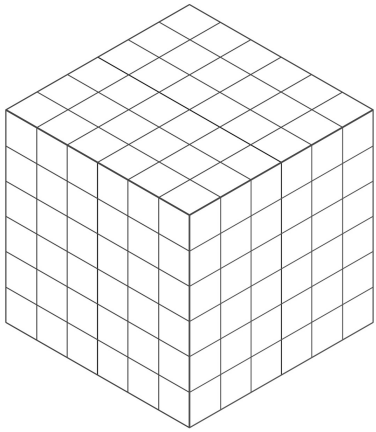
Theoretisch attraktiver und empirisch anschlussfähiger sind mehrdimensionale Modelle gesellschaftlicher Differenzierung, die zum einen das Dual von Teilsystemen und Klassen nicht nur um imaginierte Großgemeinschaften, sondern auch um kleinere Einheiten erweitern, und sich zum anderen für die verschiedenen Konstellationen, Kombinatoriken und Dominanzverhältnisse von Differenzierungsformen öffnen, die fallweise (historisch und regional) variabel zu Ordnungen erster, zweiter oder dritter Reihe werden können. Das Stichwort zu diesem Desiderat heißt »multiple Differenzierung« (Renn 2014, und in diesem Band).[3]

Eine empirische Ertüchtigung der Differenzierungstheorie zugunsten von Differenzierungsforschung verlangt dabei nach Komplexitätssteigerungen, die durchaus disruptiv auf kognitive Ordnungsgewohnheiten wirken können. So bewegte sich der Streit um den ›Primat‹ noch sicher geführt in einer Art Koordinatensystem, dessen zwei Achsen (die horizontal/vertikal-Unterscheidung) einen ähnlichen Simplizitätscharme hatte wie die links/rechts-Unterscheidung in der Politik (Nassehi 2015). Ersetzen wir diesen zweidimensionalen Denkraum einmal durch einen grafischen Ausdruck von Mehrdimensionalität (Abb. 1).

Der Sonderforschungsbereich ›Humandifferenzierung‹ arbeitet hier mit einem entwicklungsoffenen (programmatisch unfertigen) visuellen Denkzeug, einer Heuristik, die sich von Ernö Rubiks ›Cube‹ – einem didaktischen Tool für das Vorstellungsvermögen von Ingenieuren und Kunsthandwerkern – inspirieren ließ: ein Würfel mit sechs Seiten, Schichten und Tranchen. Die Zahl sechs ist dabei genauso wenig zwingend wie das gewohnte topologische Dual des Koordinatensystems. Der Würfel gibt zunächst nur eine grafische Darstellung der Anforderung von Mehrdimensionalität. Wo in den Sozialwissenschaften Studien zur Mikro-, Meso- und Makroebene (in der Politikwissenschaft etwa eine Untersuchung von Bund, Ländern und Gemeinden) als ›Mehrebenenansatz‹ firmiert, steht die visuelle Heuristik des Cube für einen *Mehr-Mehrebenenansatz* und

3 Joachim Renn betrachtet die funktionale Differenzierung nicht als gesamtgesellschaftliche Form, sondern als Strukturmuster einer spezifischen ausdifferenzierten Ordnungsebene der Gesellschaft (für die er den Systembegriff reserviert), die historisch neben anderen teilautonomen Ordnungen der Handlungskoordination entstanden ist. ›Multipel‹ ist für ihn vor allem die Differenzierung von Differenzierungsformen. Auch Joachim Fischer (2013, und in diesem Band) plädiert für eine Heterarchie pluraler Differenzierungsachsen, stellt dabei aber verschiedene empirische *Formen* der Humandifferenzierung in eine Reihe mit dem grundsätzlichen *Modus* der funktionalen Differenzierung (siehe Fn. 10).

Abbildung 1: Grafisches Denkzeug für multiple Differenzierung



indiziert damit eine für empirische Differenzierungsforschung anschlussfähige Komplexität.[4]

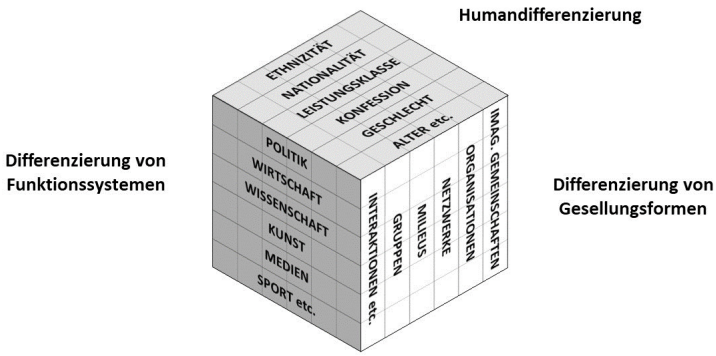
Beschriften wir die Seiten des Cube zunächst mit den drei Kandidatinnen, die in der weiteren Argumentation dieses Aufsatzes im Zentrum stehen: mit einer Handvoll von Funktionssystemen für die funktionale Differenzierung, mit einer Auswahl von Formen der Humandifferenzierung und für die relationale Differenzierung mit einer Reihe sozialer Gebilde, die, anders als die Teilsysteme, besser als *Gesellungsformen* bezeichnet sind, d. h. Entitäten auf Basis verschiedenartiger sozialer Beziehungen, die (anders als soziale Relationen, in denen Personen bloß unwissentlich stehen) eingegangen, unterhalten und beendet werden können (Abb. 2).

Luhmann (1975) sprach für diese dritte Differenzierungsdimension von historisch ausdifferenzierten Ebenen der Systembildung.[5] Seine triadische Kon-

4 Diese Komplexität soll in diesem Aufsatz auf die analytische Entfaltung eines Raums mit sechs Seiten beschränkt bleiben, die sich als Ansichtsflächen eines händisch wendbaren Denkzeugs darbieten. Der Würfel soll hier nicht wie der von Ernö Rubik auch in innere Bewegung versetzt werden. Er erlaubt aber (wie dieser) eine kreativ-zerstörerische Demontage in 216 Einzelwürfel (z. B. empirische Fälle), deren inter- wie intrasektionaler Platz im Gesamtbild von den sechs Seiten her bestimmt werden kann.

5 Tatsächlich könnte man die Unterscheidung von Gesellungsformen im Rahmen der Systemtheorie auch als eine zweite sachliche Differenzierung begreifen, die neben dem Funktionssystem auch den Systemtyp bestimmt. Die gängige Gleichsetzung der Unterscheidung funktional/stratifikatorisch mit sachlich/sozial ist jedenfalls ungenau, da beide Sinndimensionen bei Luhmann breiter angelegt sind (also verschiedene Differenzierungsformen enthalten können). Er selbst meinte auch, die Sinndimensionen habe er 1971 (Luhmann 1971) nur phänomenologisch gesetzt, er habe dafür »bis heute [1991 S. H.] noch keine vernünftige Begründung« (Luhmann 2002: 238 f.).

Abbildung 2: Differenzierungsformen in einem Mehr-Mehrebenenansatz 1



struktion (Interaktion, Organisation, Gesellschaft), die Organisationen sachlich ins Zentrum stellte, wollte sich von der dualen Mikro-/Makro-Unterscheidung absetzen, fiel aber zugleich hinter deren flexiblen Zoom-Charakter (Gruppen z. B. zugleich als Mikro- oder Makroobjekt zu beleuchten) durch eine Reifikation von nur drei Systemtypen zurück, was die Variabilität sozialer Gebilde zwischen Interaktionen und Gesellschaft drastisch auf Organisationen verkürzte. Wie nur sollten sich z. B. Dyaden, Gruppen, Milieus, Publika, Netzwerke, Schwärme, soziale Bewegungen oder imaginierte Gemeinschaften ohne Subsumtionsakrobatik dieser Dreiertypologie fügen? (Hirschauer 2015) Zur Fortentwicklung der Typologie ist hervorzuheben, wie stark Luhmanns Unterscheidung der Grenzbildungsmechanismen Anwesenheit, Mitgliedschaft und Erreichbarkeit implizit auf die Qualität sozialer Beziehungen (von Kopräsenten, Mitgliedern und Telekommunikationsteilnehmern) rekurrierte.

Zugleich fehlt neben den formalisierten Beziehungen in Organisationen und den medienvermittelten in Netzwerken die Unterscheidung von Bekannten und Unbekannten, die in Nahbeziehungen Gruppen von bloßen Ansammlungen trennt, in Fernbeziehungen Gruppen, Gemeinschaften und Netzwerke. Ein weiterer elementarer Unterschied zwischen den Gesellungsformen ist, dass sich einige recht gut systemisch beschreiben lassen, da sie mit einer klaren innen/außen-Differenz operieren (z. B. Interaktionen, Paare, Organisationen), Netzwerke, Milieus und imaginierte Gemeinschaften dagegen nicht.

Die systematische Relevanz differenzierter Gesellungsformen im Rahmen multipler Differenzierung liegt darin, dass eine Theorie der Gesellschaft sich nicht allein ›reichweitenstark‹ auf deren Großbausteine beschränken kann, sie muss für eine zureichende *Tiefenschärfe* auch Meso- und Mikrostrukturen der Ge-

sellschaft (bis hin zur milliardenhaften Dyadizität des privaten Lebens) kategorial gerecht werden können. Eine mikrosoziologische Vertiefung der Gesellschaftstheorie kompliziert auch die Frage, ob sich große gesellschaftliche Einheiten nun arbeitsteilig, hierarchisch oder als homologe Parallelstrukturen zueinander verhalten, denn dies klärt noch nicht, wie kleinere und größere Einheiten ineinander verschachtelt sind und ihre Differenzierungen Randbedingungen *füreinander* schaffen: gesellschaftliche Voraussetzungen von Interaktionen wie interaktive Voraussetzungen der Weltgesellschaft (Knorr/Brügger 2002; Heintz 2007, 2015).

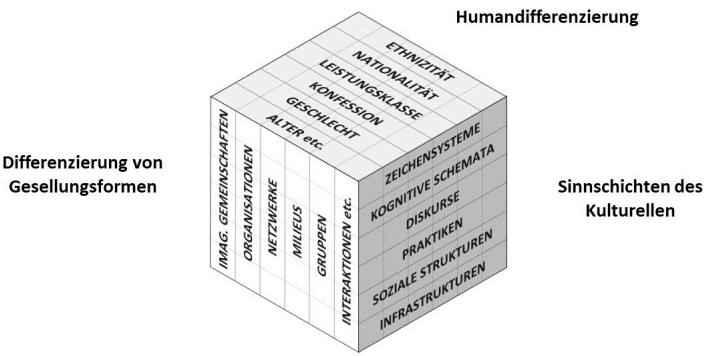
Drei weitere mögliche Kandidatinnen für Differenzierungsformen seien hier nur kurz perspektivisch skizziert. Die erste betrifft die *Differenzierung des Kulturellen* in verschiedene Ebenen, in denen sinnhafte Phänomene prozessiert werden. Die soziologische Theorie arbeitet hier gern mit Dualismen, die Soziales und Kulturelles wie Hard- und Software aufspalten (etwa Kroeber/Parsons 1958; Luhmann 1980; Lamont/Molnar 2002), was weder der ontologischen Heterogenität soziokultureller Phänomene gerecht wird noch ihren unterschiedlichen Aggregatzuständen von fluider Diskursivität bis zur materiellen Infrastruktur, dem »Körper der Gesellschaft« (Joerges 1996). Dieser Heterogenität, die etwa Foucault (1976) und Latour (2007) demonstrieren, wird Luhmanns sozialtheoretische Verengung von Sozialität auf Kommunikation in keiner Weise gerecht.[6]

Joachim Renn bezeichnet als »kulturelle Differenzierung« (neben der Pluralisierung von Milieus, die sich voneinander abgrenzen) eine Differenzierung von *Modi* des Kulturellen (2014: 10 f.) und unterscheidet (ähnlich wie Habermas Lebenswelt und Diskurs) impliziten habituellen Hintergrund von expliziter Semantik. Diese methodologisch wichtige Unterscheidung würde aber im Rahmen einer Wissenssoziologie (ohne Beteiligung materieller Kultur) verharren. Offener für ontologische Heterogenität und ebenfalls jenseits der dualen Aufspaltung (z. B.) von ›Gesellschaftsstruktur und Semantik‹ ist die Annäherung von Kulturellem und Sozialem durch Auffächerung. Dann lassen sich analytisch etwa folgende *Sinnschichten des Kulturellen* unterscheiden: *Zeichensysteme* (vor allem sprachliche Strukturen), *Diskurse* verschiedener Niveaus und Provenienz, *kognitive Schemata* (Einstellungen, Stereotype, Rahmen, Imaginationen), situierte *Praktiken* (Handlungen, Verhaltensweisen, Routinen), *soziale Strukturen* (Assoziationen von Aktivitäten, Akteuren und Aktanten) sowie *materielle Infrastrukturen*

6 Ein gutes Beispiel für die Aufnahme ontologischer Heterogenität ist Rogers Brubakers Dekomposition imaginierter Gemeinschaften als Konglomerat folgender Elemente: »praktische Kategorien, situatives Handeln, kulturelle Redensarten, kognitive Schemata, diskursive Deutungsmuster, organisatorische Routine, institutionelle Formen, politische Projekte und zufällige Ereignisse« (Brubaker 2007: 22).

(habitualisierte Körper, Technologien, Verkehrswege etc.) (Hirschauer/Nübling 2021).[7]

Abbildung 3: Differenzierungsformen in einem Mehr-Mehrebenenansatz 2



Die methodische Bedeutung dieser Auffächerung von Sinnschichten liegt darin, flexibel darauf eingehen zu können, dass soziokulturelle Prozesse eben einer relativ selbstständigen kognitiven oder einer diskursiven, praktischen, körperlichen oder technischen Logik folgen können. Ihre theoretische Bedeutung liegt darin, neben dem Gestaltwandel von historischen Phänomenen ihre *unabhängige Variation* denken zu können: dass sich ein Phänomen in einer Sinnschicht der Gesellschaft aufdrängt, in einer anderen fehlt oder in einer verflüchtigt, aber dafür in anderen funktional äquivalent substituiert oder gar überkompensiert wird.

Für die zwei weiteren Seiten eines sechsseitigen Denkzeugs empfiehlt sich eine stärkere Öffnung über die soziologische Theorie hinaus. Parsons' Unterscheidung segmentärer, stratifikatorischer und funktionaler Differenzierung enthielt selbst eine korrekturbedürftige Form asymmetrischer Differenzierung, nämlich die Distinktion der europäischen Moderne innerhalb vergangener und

7 Die ›Sinnschichten‹ gruppieren sich um das Dual von Praktiken und Diskursen. Aus der Perspektive von Diskursen – Strömen der Sprach- und Bildkommunikation – erscheinen Praktiken nur als jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Körper artikuliert. Umgekehrt entstehen und zirkulieren Diskurse aber auch nur in einer Klasse von Praktiken des Zeichengebrauchs (wie Schreiben, Lesen, Filmen). Ihr Verhältnis lässt sich kurz so bestimmen: Diskurse bieten der Praxis eine *semantische* Infrastruktur, so wie ihr Körper, Technologien und Stadtlandschaften *materielle* Infrastrukturen bieten. Die Praktiken als verkörperte Kulturtechniken vermitteln also zwischen der materiellen Kultur und den Symbolsystemen (Hirschauer 2016: 58 f.).

gegenwärtiger Gesellschaftsformen. Anstelle dieser Stufenfolge ließe sich unsere visuelle Heuristik für den gedanklichen Raum öffnen, den die zwei anderen Gesellschaftswissenschaften neben der Soziologie beanspruchen: die Ethnologie, die ihren Gegenstand im klaren Dissens mit eurozentrischen Gesellschaftsbildern räumlich strukturiert – und dies nicht nur als deskriptive Unterscheidung von ›Area-Studies‹, sondern auch als systematische Untersuchung der Verflechtung räumlicher Segmente und Parallelstrukturen, von Situativem, Lokalem, Regionalem und Globalem (Bierschenk/Lentz/Krings 2013) –, und die Geschichtswissenschaft, die ihren Gegenstand im klaren Dissens mit soziologischen Modernismen temporal strukturiert – und dies nicht nur als deskriptive Zäsurierung von Zeiträumen, sondern auch als Unterscheidung der Kurz- oder Langwelligkeit historischer Prozesse auf verschiedenen Zeitebenen (Braudel 1992).[8] Ein mehrdimensionaler Denkraum wie der vorgeschlagene könnte also auch sozial- und kulturwissenschaftliche Denkstile verbinden: Die kulturwissenschaftliche Generalisierungsskepsis sucht stets nach historischer und kultureller Varianz und scheut die vergleichende Theoriebildung; die soziologische Theorie sucht die abstrakte Systematik und vernachlässigt die empirische Fallspezifikation, während sie in ihren Verallgemeinerungen oft genug implizit von partikularen empirischen Modellfällen ihrer je lokalen Gegenwartsgesellschaft heimgesucht wird (Hirschauer 2008).

Multiple Differenzierung hieße im Sinne unserer kleinen visuellen Heuristik, sich Gesellschaftlichkeit als eine umfassende Einheit unterschiedlich aufgefächert vorzustellen: gegliedert nach Funktionssystemen (bzw. Feldern), nach Gesellungsformen unterschiedlicher Größenordnung und Qualität, nach Teilungen ihres Personals, nach Sinnschichten, in denen sie prozessiert wird, nach Regionen und in historischen Ungleichzeitigkeiten, in denen sie sich verschieden darstellt. Gesellschaft ereignet sich in *regional* variabel gezogenen, *historisch* gewordenen und aktuell vergehenden Differenzierungen, die in *ontologisch* heterogenen Sinnschichten prozessiert werden und die mit *sozialen* Einheiten und *gesellschaftlichen* Teilsystemen variabel verknüpft sind. Die Humandifferenzierung steht in diesem Ensemble für die Gliederung des Personals der Gesellschaft – nur eben nicht als jene ›Zusammensetzung der Bevölkerung‹, die die Sozialstrukturanalyse und amtliche Statistik mit ihren eigenen Kategorien beschreibt und über-

8 Braudels Zeitebenen erlauben zum einen eine variable Beschreibung der Agency in historischen Prozessen: von den kontingenten Verläufen von Schlüsselereignissen der *courte durée* über die von Akteuren und Gruppen stärker abgelöste Agentivität von materiellen Settings oder Diskurslagen der *moyenne durée* bis zu den epistemischen Brüchen, institutionellen Umbrüchen und gesellschaftsstrukturellen Verschiebungen der *longue durée*. Zum anderen geben sie Spielraum für Ungleichzeitigkeiten: dass entwertete soziokulturelle Unterscheidungen nicht flächendeckend verschwinden, sondern in kulturell entschleunigten Reservaten lebendig gehalten werden, sodass Diskrepantes aus unterschiedlichen Zeitaltern koexistiert (Reckwitz 2021: 96 f.). Wir sind nie nur modern gewesen.

schreibt, sondern so, wie soziokulturelle Prozesse ihr Personal endogen strukturieren. Diese Selbststrukturierung hat ein Eigengewicht, dass die kultursoziologische Differenzierungsforschung nicht ignorieren kann, ohne einen Realitätsverlust in Kauf zu nehmen.[9]

Was könnte so eine visuelle Heuristik leisten? Vielleicht dreierlei: Sie könnte *erstens* eine mehrdimensionale forschungsstrategische Verortung von Gegenständen erlauben, die zur Markierung eines zweifachen Lückenbewusstsein beiträgt – einerseits mit Blick auf die hohe Selektivität von Fallstudien, andererseits mit Blick auf die meist implizit bleibende paradigmatische Fallbezogenheit theoretischer Verallgemeinerungen: eine doppelte Aufforderung zur Fallspezifikation. *Zweitens* könnte sie die Anforderung zu einer mehrfachen Mehrebenenanalyse ausdrücken, auch wenn sich diese nie in einzelnen Forschungsprojekten, sondern nur in diachron kumulierten oder synchron verbundenen Studien einlösen lässt. Soziokulturelle Phänomene haben nicht nur einen geografischen und historischen Index, sie sollten idealerweise auch in verschiedenen Feldern, unterschiedlich skalierten Gesellungsformen und in ihren heterogenen Sinnschichten betrachtet werden. *Drittens* könnte ein Mehr-Mehrebenenansatz die faktische empirische Varietät nicht bloß ›kunterbunt‹ entfalten, sondern in systematische Relationen setzen. Ein Phänomen, dass in Diskursen hochpräsent ist, kann in Praktiken und Infrastrukturen abwesend sein; ein Phänomen, das Teilsysteme und Organisationen nicht tangiert, kann ungleichzeitig in Interaktionen reüssieren; eine gemeinschaftliche (etwa religiöse) Differenzierung, die sich in bestimmten Weltregionen als Teilsystem einhegen lässt, kann andernorts zu einer alles dominierenden Größe eskalieren. Zwischen Sinnschichten, Gesellungsformen und Teilsystemen können die Erscheinungsformen soziokultureller Phänomene ebenso unabhängig variieren wie zwischen Regionen und Epochen. *Gegenläufige Prozesse* hätten mehr Spiel als in einer evolutiven oder modernisierungstheoretischen Logik.

Natürlich ist eine Heuristik noch kein Theorem. Sie beschert einem an Koordinatensystemen oder Kreuztabellen geschulten Denken das Folgeproblem der Konfundierung von Ebenen: Schon die Reduktion auf zwei Differenzierungsformen gelang ja nicht völlig trennscharf. Denn dass die funktionale, eng mit Orga-

---

9 Hier folge ich Alfred Schütz und William Thomas. Eine Illustration: Humandifferenzierung in Interaktionen, Beziehungen, Gruppen etc. arbeitet mit einem Schema, durch das Ego Alter als gleich oder ungleich, also homo- oder heterosozial platziert. Teilnehmer *metakategorisieren* sich auf Basis ihrer reziproken kategorialen Zuordnungen (d. h. im Rahmen eines wir/die-Schemas). Ohne die Perspektive der Klassifizierenden lässt sich daher gar nicht soziologisch bestimmen, worum es sich bei einer Beziehung handelt – weder durch eine Sozialstrukturanalyse, die nur zu den (untersuchungsbedürftigen) Formen der Fremdkategorisierung beiträgt noch durch Gesellschaftstheorien, die davon ausgehen, dass soziale Relationen nur entweder ›über den Köpfen‹ oder ›hinter dem Rücken‹ der Individuen gestiftet werden (Renn 2016: 247) und nicht auch ›in ihren Händen‹ (Wahrnehmungen, Einstellungen, Praktiken, Diskursen etc.).

nisationen verknüpfte Differenzierung ohne Stratifikation von Teilsystemen laufe, ist kontrovers geblieben. Jede Überschreitung des Differenzierungsdualismus (auch schon die Hinzunahme nur einer ›kulturellen Achse‹) macht ein halbwegs überschneidungsfreies Nebeneinander hinfällig. So ist bei einer Multiplizierung von Differenzierungsformen die Staatsangehörigkeit verknüpft mit der Organisation des Staates, den Funktionssystemen Politik und Recht und der imaginierten Gemeinschaft Nation. Diese Konfundierung ist ein unvermeidlicher Effekt der faktischen *Ko-Konstitution* von Humandifferenzierungen und Formen sozialer Differenzierung. Immerhin sollten die verschiedenen Seiten unserer grafischen Heuristik konkurrierende Perspektivierungen bieten, die ihre Bezugnahmen einfordern – mit dem Ziel und um den Preis, der Differenzierungstheorie zunächst einmal mehr empirische Komplexität zuzumuten.

Wie auch immer man dabei in der Systemtheorie die Zahl ausdifferenzierter Teilsysteme ansetzen will – sind z. B. zwölf angemessen (Schimank 2011) oder zehn? (Stichweh 2014: 10 f.) –; oder wie man in der Theorie der Humandifferenzierung deren relevanteste Formen bestimmt; oder wie man die Zahl und Bezeichnung der wichtigsten Dimensionen der multiplen Differenzierung bestimmen mag – in jedem Fall erwächst dieser Annahme multipler Differenzierung eine Folgefrage, die anspruchsvoller ist: die nach der konzeptuellen Verhältnisbestimmung. Sie sei im Folgenden einmal aus der Perspektive der Humandifferenzierung angegangen.

3. Konzeptuelle Verhältnisbestimmungen

So wie eine systemtheoretische Makrosoziologie intradimensional nach den Leistungsverhältnissen und Interdependenzen von Teilsystemen fragt oder eine politische Soziologie sich für die Beziehungen zwischen Gesellungsformen wie Aktivistengruppen, Sympathisantennetzwerken und politischen Organisationen interessieren kann, so gehört zu den Forschungsfragen einer Soziologie der Humandifferenzierung die empirische Interaktion ihrer verschiedenen Formen untereinander, also etwa das Konkurrieren und Interferieren der Alters- mit der Geschlechterdifferenzierung, der ethnischen mit der religiösen: Wie werden Differenzen je zeitweise hochgespielt, wie andere zurückgedrängt und klein gehalten? Wann überlagern, verstärken oder relativieren sie einander? Welche Differenzierung dominiert unter welchen Bedingungen?

Die Frage nach Interferenzen und Konkurrenzen geht über die Untersuchung ›intersektionaler‹ Kreuzungen von Kategorien (Crenshaw 1994) mehrfach hinaus. Sie beschränkt sich weder auf wenige vorab prämierte Unterscheidungen noch auf solche mit Ungleichheitsrelevanz. Vor allem zielt sie auf die *Konstitution* der im Intersektionsansatz analytisch vorausgesetzten Differenzierungen. So werden etwa Alters-, Klassen- und Geschlechterdifferenz zeitgleich

›mehrstimmig‹ im Gebrauch von Eigennamen, Personenkategorien (›Dame‹), Grußformen und Selbstdarstellungen hergestellt und vollzogen. Dabei kann es sich um bloße kategoriale Brechungen handeln, die etwa die Geschlechterdifferenz durch Altersdifferenzen deklinieren (›Mädchen‹, ›Seniorin‹ etc.), aber auch um weitreichende Absorptionen, in denen sich eine Unterscheidung eine andere einverleibt. So wurden Klassen im ihre Geschlechter distinguierenden Bürgertum durch Geschlechtsabstände dargestellt, ›Rassen‹ durch drastische Deklassierung (Versklavung) profiliert, und so wird die Geschlechtsverschiedenheit in Paaren bis heute durch Altersabstände konturiert (Hirschauer 2019: 19 f.).

Im Folgenden soll es aber nicht um solche intradimensionalen Beziehungen gehen, sondern um die von Armin Nassehi (2017) aufgeworfene Frage einer *Verhältnisbestimmung* der Humandifferenzierung zu anders ansetzenden Differenzierungsmodi, die sich in einem Denkraum multipler Differenzierung umso drängender stellt. Nassehis eigener Vorschlag lautet so: Die funktionale Differenzierung der Gesellschaft habe keinen Platz mehr für ganze Menschen und Großgruppen. Unterscheidungen wie ›Rasse‹, Geschlecht oder Ethnizität stünden aber, gerade weil sie nicht mehr primären gesellschaftlichen Strukturen entsprechen, dafür zur Verfügung, in ihrer kulturellen Ordnungsfunktion hochgefahren und in der sozialen Praxis dramatisiert zu werden. Die Folge der gesellschaftsstrukturellen *Unterbestimmung* des Menschen sei die aktuell wahrnehmbare kulturelle Überbestimmung von Gruppenzugehörigkeiten (Nassehi 2017: 56). Man könnte sagen: Mit der Humandifferenzierung plustert sich der strukturell unterbestimmte Mensch noch einmal als Zugehörigkeitswesen auf.

Dieser Vorschlag platziert die Humandifferenzierung als Epiphänomen funktionaler Differenzierung, folgt also noch dem Modell eines ›Primats‹. Das macht ihn nicht falsch – ein solches Dominanzverhältnis könnte sich (in einigen Regionen der Weltgesellschaft) durchaus als empirisch triftig erweisen –, aber was impliziert er systematisch? Eine erste Implikation scheint mir das bekannte evolutionäre Narrativ: In segmentär differenzierten Gesellschaften wurden Menschen primär als zu ›uns‹ gehörig (ethnisch) sowie nach Alter und Geschlecht bestimmt, in der ständischen Gesellschaft primär als Zugehörige zu gesellschaftlichen Strata. Menschen gehörten zu Gruppen und zu Positionen in der Gesellschaftsstruktur. Mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung wurde diese Dominanz der Statusdifferenzierung dadurch abgelöst, dass sich Menschen primär als bloße Rollenträger begegnen.

Ältere Formen der Humandifferenzierung werden in diesem Ansatz auf sekundäre Ordnungsformen abgeschoben, etwa auf andere Systemtypen als die Gesellschaft (Interaktion und Organisation) oder auf andere Sinnschichten (›Semantik‹ und Praxis) jenseits sozialer Strukturen. So kann man annehmen, dass die Nationen für das politische System der Industriegesellschaft noch einmal Gemeinschaften fingierten, die »für eine Erzählbarkeit der Gesellschaft« sorgten (Nassehi 2017: 72) oder dass ›Rassen‹ Formen der Unterscheidung sind,

die noch Rückhalt in entscheidungsfreien Zugehörigkeiten suchen. Die kulturelle Ordnungsfunktion wäre gegenüber der primär gesetzten funktionalen Differenzierung von Teilsystemen subordiniert. Eine Verhältnisbestimmung im Denkraum multipler Differenzierung würde anders ansetzen: Es ist zwar möglich, dass Humandifferenzierungen zu einer Ordnungsbildung der zweiten oder dritten Reihe werden, aber die funktionale Differenzierung hat grundsätzlich ernsthafte Konkurrenz in anderen Formen der Ordnungsbildung. Modern ist eine *Heterarchie* von Formen sozialer Differenzierung. Es ist fallweise zu bestimmen, welche sich (nationalhistorisch, regional, situativ) durchsetzt.[10]

Eine weitere Implikation von Nassehis Vorschlag ist, dass die Beanspruchung von Menschen als Rollenträger nicht auch eine Form von Humandifferenzierung sei. Sie ist ebenso korrekturbedürftig wie die typologische Kontrastierung zu Beginn dieses Aufsatzes. Eine erste sinnvolle Verhältnisbestimmung von funktionaler und Humandifferenzierung scheint mir, Rollen als eine spezifische Form der Humandifferenzierung zu begreifen. Die Unterscheidung von Ethnien, Geschlechtern, Altersklassen etc. konnte nur deshalb als ›von außen‹ ins Koordinatensystem drängende kulturelle Differenzierung erscheinen, weil sich Theorien funktionaler und stratifikatorischer Differenzierung bislang *implizit* auf spezifische Formen der Humandifferenzierung gestützt haben, die sie nicht als solche, sondern nur als teilsystemische Schablonen begriffen. Die stratifikatorische Differenzierung favorisiert gesellschaftsweit wirksame *Status*, also Rangpositionen, die Menschen innehaben, und rekurriert dabei primär auf soziale Herkunft, Bildungs- und Berufspositionen. Die funktionale Differenzierung mit ihrem hochselektiven Zugriff auf Personen favorisiert die feldspezifische *Rollendifferenzierung*, während die soziale Differenzierung von Gesellungsformen Menschen in *relationalen Kategorien* (wie Bekannte, Passanten, Kolleginnen, Genossen) typisiert.

Gesellschaftstheorien verallgemeinern mit dieser Implikation auch bestimmte *Formen des Zugehörens*, über die Personen sozialen Einheiten verbunden sind. Die klassentheoretische Vorstellung von sozialen Klassen sieht Individuen eingeschlossen in ein soziales Gefängnis: Im ›Habitus‹ kommt ihr individuelles Sein so mit der Sozialorganisation zur Deckung, dass diese ihnen eine ›totale Identität‹ verschafft – etwa so wie bei Durkheims ›Kollektivbewusstsein‹ und den Angehörigen einfacher, gruppenartiger Gesellschaften. Die Menschen in segmentär differenzierten oder ständischen Gesellschaften waren nicht Einzigartige, son-

10 Fischer spricht in diesem Sinn von einem »Dauerkonflikt zwischen den Differenzierungsachsen um den Primat in der Gesellschaft« (2013: 57). Gleichwohl lassen sich seine Überlegungen insofern als Invertierung von Nassehis Perspektive lesen, als er die funktionale Differenzierung ans Ende einer Reihe ausgewählter Fälle von ›Achsen‹ der Humandifferenzierung (Generationen, Geschlechtern, Populationen, Regionen und Weltanschauungen) stellt, die in biologisch gegebenen »Differenzlinien des Lebens« (Fischer 2013: 52) begrenzt und fundiert seien. Dann hätte man anstelle eines Primats der funktionalen Differenzierung einen ontologischen Primat des ›Lebendigen‹.

dern Kollektiven Zugehörige. Die idealtypische differenzierungstheoretische Vorstellung ist, dass Menschen in der Kombinatorik von wählbaren Zugehörigkeiten zu verschiedenen sozialen Kreisen an Individualität gewinnen. Man gehörte immer nur einer Klasse bzw. einem Stand an, und zwar als ganze Person, während man immer in mehrere Funktionssysteme einbezogen ist, aber nur über den Ausschnitt einer Rolle. Während Klassentheorien ihre Humandifferenzierungen also strukturell zentral setzen, ist die Relevanz von Rollen von vornherein feldspezifisch limitiert gedacht. Rollendifferenzierung ist mit einer Pluralisierung *und* Schwächung (Enttotalisierung) von Zugehörigkeiten zu sozialen Einheiten verbunden.[11] Aber beide gesellschaftstheoretischen Perspektiven verallgemeinern eben spezifische Fälle von Humandifferenzierung.

Auch die Annahme, dass Rollen weder gesellschaftliche Großgruppen noch ›Menschensorten‹ herstellen, die Rollendifferenzierung also nur feld- oder situationsspezifische Schablonen zur temporären Unterscheidung von Personen böte, stützt sich implizit auf bestimmte Fälle: den Fall der frei gewählten und leicht kündbaren Rolle in Arbeitsorganisationen und die Inklusion in die Publikumsrollen der Teilsysteme. Das Format der Rolle umfasst aber ein beträchtliches Spektrum: von flüchtigsten Interaktionsrollen (wie Sprecherin/Zuhörer) über die punktuell eingenommenen Publikumsrollen bis zu temporären Zwangsmitgliedschaften (wie Schülern oder Insassen) und biografisch prägenden Leistungsrollen. Gerade Berufe sind nicht lose mit Personen assoziierte Rollen, sondern in Selbstverständnis wie Fremdwahrnehmung hoch rangierende Zugehörigkeiten, deren Inhaber sich auch in (quasi-ständischen) Professionen, also großen gesellschaftlichen Einheiten organisieren. Auch im Rahmen von Rollen gibt es also neben flüchtigen Zugehörigkeiten auch biografisch prägende und stark vereinnahmende. Sie stehen Personen nicht bloß inkludierend offen, sie entlassen sie vielmehr nicht ohne weiteres. Darüber hinaus rekurrieren viele Funktionssysteme und Organisationen (etwa in Bildung, Wirtschaft oder Sport) als Inbegriff ihrer Sachlichkeit auf die Leistungsklassifikation als Form von Humandifferenzierung.

Eine zweite Antwort auf die Frage nach der Verhältnisbestimmung soll diese Frage über die funktionale Differenzierung hinaustreiben: Wie verhält sich die Differenzierung von Personen zur Differenzierung soziokultureller Einheiten? Hier wird man zunächst Fälle *enger und loser Kopplungen* unterscheiden müssen. Bisher ging es um enge Kopplungen. So wie die stratifikatorische Differenzierung

11 Das gilt auch für imaginierte Gemeinschaften. Sie unterscheidet vieles von den älteren Kollektiven (wie Ethnien und Klassen), darunter der Plural der Zugehörigkeiten und die dadurch reduzierte biografische Alternativlosigkeit (›Klassenschicksal‹, ›Kollektivbewusstsein‹). Der differenzierungstheoretische Gedanke der simultanen Teilhabe an den Funktionssystemen lässt sich eben auch auf die an verschiedenen, Lebensformen anleitenden Hintergrundsprachen ausdehnen (Reckwitz 2008).

der Gesellschaft eng an die von Status gebunden ist[12] und die funktionale Differenzierung eng an die von Rollen, so gibt es auch enge Kopplungen bei solchen Fällen der Humandifferenzierung, die in einem Verhältnis der *Ko-Konstitution* zu imaginierten Gemeinschaften stehen: zu Nationen, Konfessionen, Ethnien oder Generationen. Individuen beziehen von solchen imaginierten Gemeinschaften einen Gutteil ihres Selbstverständnisses, während Gemeinschaften umgekehrt aus emblematischen (sprachlichen, vestimentären, habituellen) Verkörperungen durch Einzelne ihren inszenatorischen Zusammenhang beziehen. Den Realabstraktionen der Codevermittlung zeitlich und räumlich entlegener Kommunikationsbeiträge (etwa auf Märkten) steht hier die *Realkonkretion* riesiger imaginierter Gemeinschaften (etwa ›Muslime‹) in verkörperten Exemplaren gegenüber.[13]

Für andere Fälle der Humandifferenzierung, etwa nach Alter und Geschlecht, gilt so eine enge Kopplung nicht. Die relevanten sozialen Gebilde sind hier nicht imaginierte Großgemeinschaften, sondern andere gesellschaftliche Bausteine wie Dyaden, Gruppen oder Netzwerke. So setzt sich eine Schulklasse aus Altersgleichen zusammen, eine Familie aus Altersverschiedenen, eine Frauengruppe aus Geschlechtsgleichen, die Mehrheit der Paare aus Geschlechtsverschiedenen. Und die Geschlechterdifferenzierung bezieht ihren gesellschaftlichen Sinn inzwischen auch weit überwiegend aus dyadischen Beziehungen (Hirschauer 2017b) und nicht mehr aus segregierten Gemeinschaften oder sozialen Bewegungen. In solchen Fällen ist nicht zu fragen, welche Differenzierungen der Gesellschaft welche Formen der Humandifferenzierung implizieren, sondern *umgekehrt*, auf welche Formen personeller Differenzierung welche sozialen Gebilde rekurrieren und aufbauen.

Eine noch losere Kopplung liegt vor, wenn sich auch keine solchen Gesellungsformen mehr finden, sondern Menschen nurmehr imaginierten Personenklassen (etwa nach Leistung, Dis/ability, Attraktivität oder Lebensstilen) *ohne* starke Entsprechung in der Sozialstruktur zugeordnet werden – einfach gebunden an kulturell gesetzte, wahrnehmbare Marker. Lose Kopplung von sozialer und personeller

---

12 Die soziale Klasse kann daher sowohl als Fall von Humandifferenzierung, nämlich als soziale Herkunft, habituelles Erbe und sich selbst distinguierendes Milieu (›Klasse für sich‹), als auch als sozialwissenschaftlich konstruierter kollektiver Großbaustein der Gesellschaft aufgefasst werden.

13 Seit Max Weber ist die Soziologie gemeinschaftskritisch darin geübt, der irreführenden Konkretheit kategorialer Zugehörigkeiten als gemeinschaftliche Selbsttäuschung der Gesellschaft zu misstrauen. Mit den weltgesellschaftlichen Realabstraktionen von lebensweltlichen Sozialformen sind deren Grenzziehungen aber nicht bedeutungslos geworden (Renn 2014: 173 ff.). Auch in der Spätmoderne bieten sich Menschen, die sich gerne als ›autonome Akteure‹ verstehen, nach wie vor als primäres Ausdrucksmittel und Anschauungsmaterial der Gesellschaft an. Sie tragen die symbolischen Grenzen zwischen Kategorien, imaginierten Gemeinschaften, Klassen und Funktionssystemen auf der Haut, auf dem Kopf, in der Gestik und in den Sprechweisen.

Differenzierung heißt dann, dass die Humandifferenzierung primär an den Individuen ansetzt und sich oft nur in Wissensordnungen, Praktiken und Habitus niederschlägt, sekundär aber auch Formen der Vergemeinschaftung hervorbringen kann, wenn sie zu Gebilden wie Gruppen oder Bewegungen Anlass gibt. Die Unterscheidungen, die an Menschen gemacht werden, sind eben nicht allein epiphänomenale Effekte der Gliederungen der Gesellschaft (enge Kopplung), sie folgen auch noch anderen soziokulturellen Funktionen.[14]

Eine losere Kopplung von personeller und sozialer Differenzierung impliziert auch eine losere Bindung von Personen an soziale Einheiten. Diese Einheiten, denen sich Menschen verbunden fühlen, werden einerseits weltgesellschaftlich größer und abstrakter (Staatenbünde, Großorganisationen, Marktsegmente), andererseits kleiner und flüchtiger. Das Zahlenwachstum kleinerer Gesellungsformen 110 Jahre nach Simmels ›Soziologie‹ (Netzwerke, Milieus, Szenen, Neogemeinschaften usw.) hat deren Bindungseffekte weiter reduziert. Manche bieten statt etatistischer ›Mitgliedschaft‹ in Großorganisationen und Vereinen bloße Teilnahme an Lebensstilen, Konsumpräferenzen oder Kommunikationsströmen. Das tangiert auch die noch stark inklusive Kreismetapher Simmels, die Individuen noch recht positional dachte: Individualisierte Zeitgenossinnen wechseln oft nicht mal mehr konturierte Kreise, sondern assoziieren sich nur mehr in schwach begrenzten Strömungen und Netzwerken, in die sie temporär eintauchen (Diehl/McFarland 2010). Die Zugehörigkeit, die in Individuen kategorial gebundene Sozialität, wird in solchen Fällen zur bloß temporären Assoziation.

Versuchen wir vor dem Hintergrund des bisher Gesagten das Verhältnis von personeller und soziokultureller Differenzierung systematischer darzustellen, lassen sich vier *Differenzierungsmodi* und einige von ihnen priorisierte *Personenformate* (Renn 2016: 275) unterscheiden. Als Differenzierungsmodi seien funktionale, positionale, relationale und kategoriale unterschieden. Der Begriff Personenformat erfasst gut, dass personelle Differenzierungen Menschen auf verschiedene Weise (aspekthaft) perspektivieren. So können sie für Teilsysteme bloße numerisch adressierbare *Inklusionsobjekte* (Renn 2016: 273, etwa als Leistungsberechtigte) sein. Allerdings kann es nicht allein um die Perspektive

14 Anstelle einer allgemeinen kulturellen Ordnungsfunktion, wie sie Nassehi (2017) der Humandifferenzierung zuschreibt, wäre in einem funktionalistischen Rahmen (also ohne Rekurs auf historisch-genetische Erklärungen) spezifischer zu fragen, für welche Probleme welcher sozialen Einheit Humandifferenzierung jeweils eine Lösung bietet. Geschlechter z. B. gibt es, solange Gesellschaften Paare nur im Rekurs auf die Geschlechterdifferenz bilden, die Dramatisierung religiöser und ethnischer Differenzen ist funktional in Bezug auf die Bildung imaginierter Gemeinschaften und die Stimulierung von Konflikten, die Leistungsklassifikation in Bezug auf die Bildung meritokratisch legitimer Hierarchien. Weitere mikrosoziale Funktionen der Humandifferenzierung liegen etwa in der interaktiven Diagnostik für die schnelle Klärung angemessener Umgangsformen, in der Stereotypisierung für eine präreflexiv-automatische Einstellung von Erwartungen oder in situativen Abstandsregeln für die Darstellung sozialer Beziehungen.

formierter sozialer Gebilde auf Personen gehen (bei Renn sind dies Teilsysteme, Organisationen und Milieus), weil dies die Fälle personeller Differenzierung ohne ausgeprägte Gesellungsformen ausschlösse. Der Begriff sollte auch die Perspektive von Personen aufeinander umfassen und meint dann *Modi sozialer Zugehörigkeit*. Der multiplen Differenzierung entsprechen multiple Zugehörigkeiten.

Menschen werden *funktional* unterschieden nach den sachlichen Aspekten der ihnen situations- und feldspezifisch mehr oder weniger temporär zugewiesenen *Rollen*. Diese verorten sie nur auf Seiten eines Schemas für sachliche Beiträge zu spezifischen Interaktionen, Organisationen und Teilsystemen. Menschen werden *positional* unterschieden entweder nach gesellschaftsweiten *Status*, die sie getragen von ihrer sozialen Herkunft familiär ›erben‹, oder nach instabileren feldspezifischen *Rängen*, die sie in Leistungskonkurrenzen individuell erwerben und verlieren können.[15] Sie werden *relational* unterschieden nach der Qualität der Beziehungen, die sie unterhalten und die verschiedene Gesellungsformen ausbilden: Organisationen mit ihren formalen, Gruppen mit informalen *Mitgliedschaften*, imaginierte Gemeinschaften (mit ihren affektiv gebundenen *Angehörigen* oder *Anhängern*), die mal stärker formiert sind (wie Nationen oder Konfessionen), mal schwächer (wie Generationen oder soziale Bewegungen), sowie wählbare Zugehörigkeiten zu kleineren sozialen Einheiten bis hin zu bloßen *Teilnehmerschaften* an Interaktionen, Szenen und Netzwerken. Ihre *kategoriale* Verortung schließlich (etwa nach Attraktivität, ›Rasse‹, Geschlecht, Alter, Leistung) platziert sie in zugeschriebene Zugehörigkeiten zu imaginierten und praktizierten *kulturellen Klassen*, die als persönliche Eigenschaften begriffen werden. Diese Klassen manifestieren sich nur gelegentlich in sozialen Gebilden, aber fortlaufend in Personen. Andererseits gilt: Während sich Gesellungsformen (Paare, Gruppen, Organisationen) durch Schwund ihrer personalen Bestandteile (Trennung, Abwanderung, Tod) auflösen können, können kulturelle Klassen weitgehend unabhängig von der Zahl ihrer Exemplare existieren.[16]

Handelnde, Interaktions- und Kommunikationspartner begegnen sich also in Rollen, Rängen, Beziehungen und Kategorien, d. h. als Rollenträger, Inhaber von Status und Prestige, als Exemplare (Merkmalsträger) sowie als Mitglieder, Anhänger und Teilnehmer, die zugleich Beziehungen zu Gesellungsformen und zueinander unterhalten. Charakteristisch für Rollen ist die Austauschbarkeit ihres

---

15 Zur Dynamisierung von Status in leistungsbezogenen Rankings siehe Heintz (2017). Rankings sind keine Gesellungsformen, aber sie konstituieren als »Ordnungsformate« (Heintz 2019: 45) soziokulturelle Einheiten. In dem Maße, in dem sich solche Konkurrenzen von familiengebundener Schichtung ablösen, kann die positionale Differenzierung auch als *ordinale* bezeichnet werden (Fourcade 2016).

16 Natürlich finden sich Rollen nicht allein in Teilsystemen (sie sind nur deren priorisiertes Personenformat), und werden sprachliche Kategorien auch zur Bezeichnung von Rollen und Status benötigt, sie bilden aber nicht wie bei kulturellen Klassen deren Kern.

Tabelle 1: Verhältnis personaler und soziokultureller Differenzierungsformen

Differenzierungsmodi	funktional	positional	relational	kategorial
soziokulturelle Einheiten	Teilsysteme	soziale Klassen, Rangordnungen	Gesellungsformen	kulturelle Klassen
priorisierte Personenformate	Rollenträger Inklusionsobjekt	Status- oder Ranginhaber	Mitglied, Anhänger, Teilnehmer etc.	Exemplar Exklusionsobjekt

Personals, für Status die Anordnung von Personen in Hierarchien, für Kategorien die versämtlichende Subsumtion unter kulturelle Klassen, während soziale Beziehungen (Gesellungsformen) sich genau darin unterscheiden, ob sich ihre Teilnehmer als (individuelle) Personen, Personal oder insignifikante Leute wahrnehmen.

Die Personenformate unterscheiden sich vor allem in der Dauerhaftigkeit und Intensität des Nexus von Personen und soziokulturellen Einheiten, also als stärkere und schwächere Zugehörigkeiten. Individuen sind in soziale Prozesse und Gebilde eben unterschiedlich involviert (von ihnen beansprucht) und investiert: Statusinhaber verkörpern Positionen (z. B. als Amtsträger), Rollenträger sind temporäre Beiträger zu sozialen Prozessen und Gebilden, Angehörige und Anhänger sind dauerhaftere Beiträger zu Gesellungsformen, Mitglieder ihre personalen Bestandteile, Teilnehmer sind nur temporäre Nutzer und Beiträger (etwa zu Interaktionen und Netzwerken), Exemplare (Merkmalsträger) personifizierte Fälle von Kategorien.[17] Es gibt eine identifikatorisch abgestufte Konnektivität zwischen Personen und ihren Zugehörigkeiten. Ganz am Rand des Rahmens sozialer Zugehörigkeit liegt die einseitig bleibende individuelle Adressierung von Personen: So wie sie für Teilsysteme bloße numerisch adressierte Inklusionsobjekte sein können, so können sie für kulturelle Klassifikationen (etwa von ›Rassen‹ und Geschlechtern, also leib-eigenschaftlich konzipierten Zugehörigkeiten) – feldunspezifisch, ubiquitär und schwer kalkulierbar – zu phänotypisch adressierbaren *Exklusionsobjekten* werden. Hier ist auch die Seite entscheidend, auf die eine Unterscheidung Individuen platziert: Sie können etwa je nach Körperbeschaffenheit stärker als Exemplar kategorial vereinnahmt und dadurch in ihren Chancen beschnitten werden, flexibel zwischen anderen Personenformaten wie Mitglied, Rollenträger oder bloßer Teilnehmer zu wechseln.

17 Zur Unterscheidung von Mitgliedern, Angehörigen und Anhängern sowie zu den subjektiven Intensitätsgraden von Zugehörigkeiten – ihrer affektiven Besetzung als ›Identitäten‹, ihrer indifferenten Handhabung durch ›Karteileichen‹ – siehe Hirschauer (2017a).

4. Empirische Verhältnisbestimmungen

Unsere Verhältnisbestimmung ergibt bislang folgendes Bild: In Prozessen sozialer Differenzierung geht es um die Grenzen sozialer Entitäten, in Prozessen personaler Differenzierung um die Unterscheidung von Menschen sowie ihre Zuordnung zueinander und zu sozialen Gebilden. Alle soziale Differenzierung ist auf irgendeine Weise auch personale Differenzierung, d. h. jedes soziale Gebilde hat seine Menschen im Sinne von präferierten Personenformaten, Unterscheidungen und Kategorien. Allerdings mündet nicht jede Humandifferenzierung auch in soziale Gebilde. Diese Implikationsverhältnisse lassen das, was in unserer visuellen Heuristik (siehe 2. Abschnitt) als logische Unsauberkeit auftauchte – etwa der faktische Nexus von Leistungsrollen und Professionen, von personaler sozialer Herkunft und Klassen – als mehr erscheinen als nur eine ›Konfundierung‹. Das Verhältnis von personaler und sozialer Differenzierung muss symmetrischer und flexibler von beiden Seiten bestimmt werden.

Dafür sei nach den begrifflichen Verhältnisbestimmungen auch nach den empirischen, also nach faktischen Verschränkungen gefragt: Welcher Typ von Humandifferenzierung verknüpft sich mit welchen anderen Differenzierungsformen? Starten wir auch zu dieser Frage mit einem Vorschlag von Armin Nassehi, der das Thema der Humandifferenzierung noch einmal anders als oben dargestellt angeht. Er ergänzt Luhmanns Theorem der Exklusionsindividualität um eine teilsystemische Inklusionsindividualität (Nassehi 2017: 64): Die Funktionssysteme schaffen sich zu ihnen passende Sozialcharaktere, als die sie ihre menschliche Umwelt adressieren: etwa das interessengeleitete utilitaristische Subjekt, den sich selbst regulierenden Bürger, den wohlerzogenen Menschen mit Langsicht oder das geständnisbereite religiöse oder liebende Subjekt. Sie konstituieren also selbst so etwas wie *teilsystemische Menschentypen*. Ganz ähnlich geht Andreas Reckwitz (2016: 51–74) davon aus, dass soziale Felder (das sind für ihn nur mehr oder weniger institutionalisierte und voneinander differenzierte Aktivitäten-Komplexe) ihre Subjektformen und Selbstverständnisse hervorbringen: das Feld der Ökonomie etwa den Homo oeconomicus und soziale Typen wie Arbeiter, Angestellte, Unternehmer, Spekulanten, Konsumenten und Arbeitslose. Quer dazu würden andere Subjektformen durch Lebensformen wie Milieus, Klassen, Lebensstile und Subkulturen geschaffen: etwa ein bürgerliches oder proletarisches Subjekt mit entsprechenden Dispositionen, Affektmustern und Differenzmarkierungen.

Beide, an Bourdieus feldspezifische Habitus erinnernde Vorschläge sind bedenkenswert, sie behandeln die Humandifferenzierung aber weiter als bloße Implikation gesellschaftlicher Teilsysteme. Die empirische Differenzierungsforschung braucht ein differenzierteres Bild, das über hochaggregierte teilsystemische Sozialfiguren (wie ›Bourgeois‹ und ›Citoyen‹) in zwei Hinsichten hinausgeht. Erstens folgen aus den teilsystemischen Perspektivierungen als

wirtschaftliches, politisches oder religiöses Subjekt auch Stile und Kriterien der weiteren feldspezifischen Differenzierung von Menschen, z. B. eine politische Differenzierung nach Freund / Feind, Bündnispartner / Gegner, In- / Ausländer oder eine religiöse Differenzierung nach Recht-, Anders- und Ungläubigen, nach Orthodoxen und Heterodoxen, an die die personelle Differenzierung nach Konfessionen bzw. Weltanschauungen anschließen kann. Ferner müssten als weitere klassifikatorische Verzweigung auch die allgemeinen Komplementärrollen (wie Geistlicher / Laie, Produzent / Konsument, Politiker / Bürger) anschließbar sein.

Zweitens stellt sich über diese endogenen Humandifferenzierungen von Teilsystemen hinaus die Frage, wie sie auf exogene Formen Bezug nehmen. Dafür empfiehlt sich der oben vorgeschlagene Perspektivenwechsel: Neben der Frage, welche Differenzierungsformen der Gesellschaft welche Formen der Humandifferenzierung implizieren, ist auch umgekehrt zu fragen, auf welche Form personeller Differenzierung welche sozialen Gebilde rekurrieren. In dieser Perspektive lässt sich dann auch die funktionale Differenzierung der Gesellschaft betrachten. Teilsysteme beziehen sich neben ihren spezifischen endogenen Unterscheidungen auch selektiv auf exogene (gesellschaftsweite) Humandifferenzierungen. Vier Muster lassen sich beobachten.

1. Funktionssysteme können exogene Humandifferenzierungen abweisen und so an ihrer eigenen Ausdifferenzierung arbeiten. »Die Leistungsfähigkeit der Codierung von Funktionssystemen liegt gerade darin, dass sie für […] Humandifferenzierung indifferent, unsensibel, blind ist« (Nassehi 2017: 68). Diese Blindheit ist aber nur sehenden Auges zu haben. Auch sie muss immer wieder praktisch hergestellt werden. Die Sicherung der Sachlichkeit der sachlichen Differenzierung verlangt hier nach dem Einsatz von Formen der *Differenznegation*: von großräumig wirksamen Unterscheidungsverboten (rechtliche Gleichheitsnormen, Antidiskriminierungsgesetze) über die klare institutionelle Priorisierung bzw. Subordinierung bestimmter Unterscheidungen (durch Neutralität sichernde Verfahren oder professionelle Voreinstellungen, die unsachgemäße Unterscheidungen ausschalten) bis zum performativen Inhibieren (proaktives Stillstellen oder reaktives Abweisen) von im Spiel befindlichen Unterscheidungen (Hirschauer 2020). Scheitern diese Negationen (etwa bei der Personalauswahl von Organisationen), gehört zur empirischen Verschränkung der funktionalen zu den anderen Formen der Humandifferenzierung, dass bestimmte von ihnen noch als informelle Diskriminierung wirken und die Inklusion in Teilsysteme und ihre Rollen behindern.[18] Ebenfalls beobachtbar sind Ausstrahlungseffekte

18 Gravierende *formale* Beschränkungen für das egalitäre Inklusionsversprechen liegen noch im Alter (beim Wahlrecht) und in der Staatsbürgerschaft (Brubaker 2015), den beiden staatlich am stärksten besetzten Formen von Humandifferenzierung.